

Jakuba Katalpa

DIE DEUTSCHEN

GEOGRAPHIE
EINES
VERLUSTES

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Dieses Buch erscheint mit freundlicher Unterstützung durch das Kultusministerium der Tschechischen Republik.

Jakuba Katalpa

DIE DEUTSCHEN

GEOGRAPHIE

EINES

VERLUSTES

aus dem Tschechischen von Doris Kouba

IMPRESSUM

Titel der tschechischen Originalausgabe:

„Němci. Geografie ztráti“

© 2012 Jakuba Katalpa

© 2012 HOST vydavatelství, Brno CZ

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe

2015 BALAENA Verlag, Landsberg am Lech

Erste Auflage

Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung aus dem Tschechischen von Doris Kouba

Umschlaggestaltung, Layout und Satz: Manfred Dilling

Druck und Bindung: Phoenix Print GmbH, Würzburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-9812661-7-7

www.balaena.de

INHALT

I. Spreizhosen	9
II. Schönes Deutschland. Kinderschritte	54
III. Schönes Deutschland. Männer	75
IV. Schönes Deutschland. Geliebte	107
V. Schönes Deutschland. Risse	129
VI. Ersen. Ein Mansardenzimmer	149
VII. Ersen. De profundis	325
VIII. Ersen. Aufbruch	331
IX. Mütter	401

l.

SPREIZHOSEN

„Es lag was in der Luft.“

Konrad Mahler

„Bis zu einem bestimmten Alter sind Korrekturen durchaus möglich.“

Professor Arnold Pavlík

DIE BEERDIGUNG

Fraglich ist, ob wir zur Beerdigung auch die Verwandten aus Deutschland einladen sollen.

Bald stellt sich aber heraus, dass das nur mich beschäftigt, meine Brüder haben längst entschieden.

Martin, der am Morgen aus den Staaten angereist ist, wirkt müde. Er trägt ausgewaschene Jeans und eine Jacke aus Segeltuch, und seine Augen sind wegen des Schlafmangels bloße Schlitze. Er nippt an seinem Kaffee und seine Hand ruht auf dem schwarz geränderten Papier, das Daniel mitgebracht hat.

„Die Deutschen können wir nicht einladen“, sagt er. „Das hätte der Vater garantiert nicht gewollt.“

„Woher willst du das denn wissen?“, frage ich.

„Ist doch sowieso viel zu spät“, sagt Daniel beschwichtigend. „Die würden das eh kaum noch schaffen.“

Im Hotelrestaurant sitzt keiner außer uns; die anderen Gäste haben bereits gefrühstückt und die Kellner räumen lautlos die Tische ab.

„Jemand sollte den Deutschen zumindest Bescheid geben, dass der Vater tot ist“, sage ich.

Die Beerdigung wird von Daniel organisiert, der als einziger von uns in Tschechien geblieben ist. Seit seinem Medizinstudium arbeitet er in der Orthopädie-Abteilung des Universitätsklinikums. Als ich erfahren habe, dass Dorota mit einem Gelenkfehler zur Welt gekommen ist, hat er mich in stundenlangen Telefonaten beruhigt.

„Den Deutschen gibt der Anwalt Bescheid“, entgegnet Martin.

Er hat zum Vater ein besseres Verhältnis gehabt als wir. Aus Kalifornien, wo Martin jetzt lebt, hat er ihm immer Rotwein geschickt zur Stärkung des Herzens. Vaters Herzarrhythmie hatte ihm Sorgen gemacht, er hatte befürchtet, dass unser Vater daran sterben könnte – was ja schließlich auch gesche-

hen ist, und zwar trotz des Herzschrittmachers, den sie ihm vor einigen Monaten eingesetzt haben.

Ich schweige; ich weiß, dass ein Streit mit Martin sinnlos ist, weil er sowieso immer Recht hat. Schon als Kind musste er immer das letzte Wort haben.

„Die Feier beginnt um Elf“, sagt Daniel. „Das Ganze dauert so eine halbe Stunde, und nach zwei Tagen können wir die Asche dann abholen. Wir bestatten ihn natürlich neben der Mutter.“

Unsere Mutter ist kurz nach Daniels Promotion an Brustkrebs gestorben. Unser Vater hatte ihren Tod nur schwer verkraftet, und wenige Tage nach ihrer Beerdigung hatte er das erste Mal über Herzbeschwerden geklagt; er war schnell außer Atem gekommen und hatte ein Prickeln in der linken Hand gespürt.

„Wir könnten den Deutschen wenigstens diese Traueranzeige schicken“, wende ich ein.

Martin wird wütend. Mit einer heftigen Handbewegung stößt er seine Kaffeetasse um.

„Verdammt“, brüllt er, „unser Vater ist tot, und alles, woran du jetzt denkst, sind diese scheiß Deutschen!“

Daniel kramt ein paar Papiertaschentücher hervor und wischt den verschütteten Kaffee auf.

„Wir sollten uns beruhigen. Mit Streit ist keinem gedient.“

Er nimmt die Traueranzeigen und trocknet sie ab, dann ruft er mit einem Blick den Kellner herbei.

„Ich nehme einen Tee. Martin, du?“

Martin bestellt sich einen Wodka, ich nehme einen Weißwein.

Es ist März 2002 und ich bereite mich auf meine zweite Beerdigung vor. Die erste ist die unserer Mutter gewesen. Damals war ich auch aus England angereist, in einem schwarzen Kostüm und mit einem Hut, der in Tschechien unpassend war.

Die Luft in der Kapelle war trocken gewesen und ich hatte Nasenbluten gekriegt.

Vom Tod unseres Vaters habe ich drei Tage zuvor erfahren; ich war gerade vom Einkaufen zurückgekommen und dabei, die Milchtüte in den Kühlschrank zu räumen, als das Telefon geklingelt hat.

Er ist auf der Straße gestorben, auf dem Heimweg vom Arzt. Als der Rettungsdienst kam, war er bereits tot; noch ein paar Minuten haben sie versucht, ihn wiederzubeleben, aber dann haben sie ihn direkt in die Pathologie gebracht.

Während unseres Telefonats hat Daniel geweint, und ich stand wie angewurzelt vor dem offenen Kühlschrank herum und konnte einfach nicht glauben, dass unser Vater tot ist. Schließlich habe ich die Milchtüte weggeräumt und bin ins Kinderzimmer gegangen, den Hörer, durch den das Schluchzen meines Bruders drang, weiter ans Ohr gedrückt. Ich habe mich hingesezt, Dorota auf den Schoß genommen, meine Bluse aufgeknöpft und ihr die Brust gegeben; ich habe meine sechsmonatige Tochter gestillt und Daniel zugehört, wie er den Tod unseres Vaters schildert. Dorotas Saugen hat mich beruhigt, der Geruch von Babypuder und Muttermilch war ein Beweis dafür, dass alles wie immer war: Ich saß in London und hielt mein Kind im Arm, meilenweit weg von Prag, wo unserem Vater das Herz stehengeblieben war.

Schließlich hat Daniel sich gefasst, logische Überlegungen angestellt und von der Beerdigung gesprochen. Nachdem wir uns verabschiedet hatten, habe ich Wasser in die Wanne eingelassen und zusammen mit Dorota ein Bad genommen; ich habe sie über Wasser gehalten und geweint.

Am Abend haben Peter und ich eine Flasche Wein aufgemacht. Ich habe auf dem Teppich gesessen und von unserem Vater erzählt, von der Bitterkeit, die ihn zeit seines Lebens begleitet hat, und von seinem Misstrauen anderen gegenüber. Mit ihm auszukommen war nicht leicht gewesen, er war launenhaft gewesen und hatte alles auf sich bezogen; nicht selten ist bei seinen Wutanfällen etwas zu Bruch gegangen, oder er wurde weinerlich und hat uns dann alle gerührt umarmt und gefragt, ob wir ihn auch liebhaben.

Kein Wunder, dass wir schon bald auseinandergegangen sind, und zwar so weit weg von ihm, wie nur irgend möglich;

ich bin nach England gegangen und meine Brüder noch weiter weg: Martin nach Amerika und Pavel bis nach Australien. Nur Daniel, unser Jüngster, ist zu Hause geblieben.

Die Liebe, die wir für unseren Vater empfunden haben, war eine eigenartige, kräftezehrende gewesen; ihm war es uns gegenüber ähnlich gegangen. Martin hat er immer zum Angeln mitgenommen und mit Pavel hat er Modellflugzeuge aus Papier gebaut. Mir hat er das heiß ersehnte Aquarium gekauft, und gemeinsam haben wir Zierfischbörsen abgeklappert, wo ich Schleierschwanz-Goldfische gegen Pfauenaugen-Buntbarsche getauscht habe und umgekehrt. Mit Daniel hat unser Vater fotografiert, er hat ihm sogar eine teure Kamera besorgt und gezeigt, wie man Negative entwickelt und abzieht.

Nichtsdestotrotz hat es aber immer wieder Tage gegeben, an denen wir unserem Vater lieber aus dem Weg gegangen sind. Wie aus heiterem Himmel war er dann in sich gekehrt gewesen, hat sich im Schlafzimmer eingeschlossen und geweigert, wieder herauszukommen; an solchen Tagen hat unsere Mutter ihm sein Essen vor die Schlafzimmertür gestellt.

Wir hatten immer auf der Hut sein und aufpassen müssen, denn das Leben mit ihm glich einem Gang über einen zugefrorenen See, bei dem man nicht weiß, ob das Eis auch trägt. Manchmal konnten wir uns alles Mögliche herausnehmen und unser Vater hat nur milde gelächelt; an anderen Tagen wiederum hat ein unbedachtes Wort genügt, um ihn völlig aus der Fassung zu bringen, dann hat er losgebrüllt, ist hinausgerannt und hat mit Türen geknallt.

Am schlimmsten war es, wenn ein Paket aus Deutschland gekommen war.

„Die Drecksau schreibt schon wieder“, hat er dann gehöhnt. Er meinte seine Mutter.

Diese Westpakete wurden in unregelmäßigen Abständen an unsere Prager Anschrift geschickt. Einige waren bereits

geöffnet worden, irgendein Zollbeamter hatte sie durchsucht. Meistens waren sie aber noch verschlossen, eingeschlagen in braunes Packpapier und mit lauter bunten Briefmarken beklebt, um die wir Kinder uns gestritten haben.

Als ich meinem Mann das erste Mal von den Westpaketen erzählt habe, musste ich über seinen gerührten Gesichtsausdruck lachen. Peter ist in London aufgewachsen und liebt solche Ostblock-Geschichten; viele Dinge, von denen ich ihm erzähle, findet er komisch – und ich im Übrigen auch, jetzt, wo ich Abstand habe und weiß, dass es niemanden mehr betrifft: unsere Subbotniks und Erster-Mai-Kundgebungen, die Pionieruniformen und Betriebsferienlager. Mir war klar, dass Peter sich bei meiner Paketgeschichte unterernährte Kinder vorstellt, wie sie sich auf Leckereien stürzen, die ihnen jemand aus der Fremde geschickt hat wie aus einer Märchenwelt. Vielleicht lag er gar nicht so falsch, nur dass wir nicht unterernährt waren, sondern in Trainingsanzügen und Stoffturnschuhen zwischen Plattenbauten herumgetollt sind.

In den Westpaketen lagen immer Süßigkeiten: Schokolade, Marmelade in schönen Gläsern, Nutella. Bücher oder Medikamente waren nie dabei. Das waren Pakete wie vom Weihnachtsmann, vor allem für Kinder bestimmt.

Mit der Öffnung des Eisernen Vorhangs ist diese Paketflut allerdings verebbt.

„Wir müssen seine Sachen durchgehen“, sagt Daniel. „Kleidung weggeben, Bücher sortieren.“

Ich schlage vor, mich darum zu kümmern.

Unser Vater ist in der Wohnung, in der wir aufgewachsen sind, wohnen geblieben. Nach meinem Umzug nach England habe ich ihn ein paar Mal besucht und mit der Zeit festgestellt, dass er an dieser Wohnung samt ihren Spanplatten-Wänden, der Sitzgarnitur mit Kunstlederbezug und der Billig-Auslegeware im Flur nichts ändern wird; im Kinderzimmer hat er sogar die Hochbetten von meinen Brüdern und mir stehen lassen, und selbst unsere Zeitschriften-Poster hingen noch.

Ich war unfähig, in dieser Wohnung zu übernachten; immer wenn ich nach Prag kam, schlief ich entweder bei Freunden oder im Hotel.

„Viel hat er ja nicht gehabt“, sagt Daniel. „Du brauchst also bestimmt nicht lang.“

Danach schweigen wir. Martin zahlt die Rechnung und geht auf sein Hotelzimmer, um sich auszuschlafen. Daniel kehrt in seine Klinik zurück. Ich mache einen Spaziergang durch die Gassen Prags und fühle mich, als wäre ich nie fort gewesen. Vielleicht erinnert mich Prag auch deshalb an London, weil es hier mittlerweile die gleichen Geschäfte und Restaurants gibt, morgens die Straßenreinigung kommt und Scharen von Touristen unterwegs sind.

Ich gehe über die Karlsbrücke. Einmal habe ich hier einen Ring verloren und seitdem gleitet mein suchender Blick über die Ritzen zwischen den Pflastersteinen.

Auf der Kampa-Insel setze ich mich auf eine Bank.

Leere.

Ich lege den Kopf in den Nacken, es ist März und die Bäume sind noch kahl.

Am Nachmittag kehre ich bei McDonald's ein und gönne mir eine Portion Pommes frites. Anschließend gehe ich über den Hradschin bis nach Dejvice zu meiner Freundin Tereza. Sie umsorgt mich, da ich ja jetzt eine Hinterbliebene bin; als ob der Tod meines Vaters mich in einen anderen Menschen verwandelt hätte, ich mit seinem Fortgang verletzlicher, zerbrechlicher geworden wäre. Ich habe nicht den Mut ihr zu sagen, dass ich nicht nur Trauer, sondern auch Erleichterung verspüre, weil ich mir nun nie wieder Vaters Sarkasmen anhören muss, und weil ich nun ein für alle Mal dieses Schuldgefühl los bin, das mich immer dann befallen hatte, wenn er über seine Mutter, unsere deutsche Oma Rissmann, hergezogen ist, sobald sie uns wieder Waffeln und Schokolade geschickt hatte.

TRAUER

Nach der Feier stehen einige von Vaters Bekannten vor dem Krematorium herum.

Es sind ehemalige Kollegen aus der Maschinenbau-Fabrik ČKD und Mitspieler aus dem Schachklub. Sie warten auf den Leichenschmaus, aber Daniel zuckt nur ratlos mit den Schultern: „Ich hab nichts reserviert.“

Die Leute zerstreuen sich langsam und ich muss unwillkürlich zählen: fünf Männer und eine Frau mit Rollator, alle in Schwarz und niedergeschlagen; beim Verlassen des Friedhofs richten sie sich aber auf und ihr Gang bekommt etwas Energisches.

Wieder bleiben nur wir drei; Pavel liegt in Melbourne im Krankenhaus, wo er an der Galle operiert wird.

Martin hat seine Hände in den Taschen vergraben. Während der Feier hat er die Tränen unterdrückt, jetzt jedoch bebzt sein Kinn. Er blickt nach oben zu dem Rauchföhnchen, das aus dem Schornstein des Krematoriums steigt.

„Was glaubt ihr?“, fragt er. „Ist er das?“

„Nein“, entscheide ich.

Vom Gedanken, Partikel meines Vaters einzuatmen, wird mir schlecht.

„Gehen wir“, sage ich.

„Und wohin?“

„Essen.“

Ich führe meine überraschten Brüder in ein Restaurant, das ich bereits gestern ausgesucht habe. Ich bestelle Entenbraten, und als der schließlich kommt, merke ich, wie unpassend das ist. Ich löse etwas Fleisch von einem Knochen und muss lächeln; ich denke an den Ofen im Krematorium und an Vaters steifen Leib.

Wir essen mit erstaunlichem Appetit und Martin trinkt ziemlich viel; das hat er in Kalifornien gelernt, wo man den Wein wie Wasser trinkt.

Wir reden über unseren Vater, decken Ungerechtigkeiten auf und beichten uns die Tricks, mit denen wir als Kinder versucht haben, Vaters Gunst zu gewinnen.

Wir lachen, aber zuweilen bricht einem von uns die Stimme. Wir sind uns nahe und fühlen uns geborgen – wohl deshalb, weil wir in einigen Tagen wieder auseinandergehen, uns ein Ozean trennt, wir wieder zu Fremden werden, zu Geschwistern übers Telefon.

Martin erinnert sich daran, wie unser Vater einmal zu viel Rohypnol geschluckt hat. Er hatte Kopfschmerzen gehabt, und obwohl er sonst keine Medikamente nahm und unsere Mutter nicht zu Hause war, hatte er beschlossen, sich selbst zu therapieren. Er hat also drei Tabletten geschluckt, vergebens gegen die Müdigkeit angekämpft und ist dann in der Küche am Mittagstisch eingenickt.

Auch ich erinnere mich an diese Geschichte, aber aus einem anderen Grund als Martin. Am Tag zuvor hatten wir unsere Oma Hedwig besucht und von dort eines dieser Pakete von Oma Rissmann mitgebracht. Ein Paket voller Gummibärchen und Schoko-Talern. Unser Vater, der diese Pakete immer ignoriert hatte, war schließlich aus seinem Rohypnol-Schlaf erwacht, hatte sich etwas berauscht und bester Laune das Paket zur Brust genommen und alles bis auf den letzten Krümel aufgegessen. Das hatte ich noch lange beweint, ich war schier untröstlich gewesen: Gummibärchen habe ich doch so gemocht, und mein eigener Vater hatte mir kein einziges übriggelassen.

Als wir aus dem Restaurant kommen, beginnt es zu nieseln. Martin zieht sich die Kapuze über den Kopf und klemmt sich die Tasche mit seinen Sachen unter den Arm. Er geht langsam und schwerfällig, ich merke, dass er zugenommen hat, rundlich und träge geworden ist. Vor einigen Jahren hat er geheiratet, und jetzt hat er in Kalifornien auch eine sechsjährige Tochter. Ab und zu telefonieren wir miteinander. Seine

Tochter spricht ein paar Worte Tschechisch, seine Frau kann nur Englisch. Ich habe sie noch nie getroffen, kenne sie nur von Fotos.

Vor dem Metro-Eingang bleibt Martin stehen.

„Wenn du in Vaters Sachen irgendwas Interessantes findest“, sagt er, „dann gib Bescheid, ja?“

Ich nicke.

Wir umarmen uns. Daniel gibt Martin die Hand. Wir sehen zu, wie unser Bruder im Metro-Vestibül verschwindet, um sich in der Trafik noch eine Zeitung und einen Fahrschein zu kaufen. Morgen früh fliegt er wieder in die Staaten, keine drei Tage war er hier.

„Idiot“, sagt Daniel.

Ich weiß, wie er das meint. Martin hat uns gegenüber schon immer Abstand gehalten. Er war als Erster gegangen, gleich nach dem Uni-Abschluss. Bald darauf hat er geheiratet, uns zur Hochzeit aber nicht eingeladen; er hatte wohl angenommen, dass ein Atlantikflug ein unüberwindbares Problem darstellt.

„Ganz der Alte“, sage ich.

„Er hat zugenommen“, erwidert Daniel.

Es freut mich, dass auch er das bemerkt hat. Er legt mir die Hand auf die Schulter.

„Gehen wir noch auf ein Gläschen?“

„Ich sollte nicht so viel trinken“, sage ich. „Ich stille ja noch.“

„Bevor du daheim bist, hast du alles wieder rausgepinkelt.“

Ich zögere.

„Glaub mir, ich bin Arzt“, versucht er mich zu überzeugen.

„Na gut.“

In einer kleinen Weinstube unweit von der Metro-Station bestellen wir eine Flasche Wein. Zuweilen sieht Daniel auf seine Uhr.

„Glaubst du, dass sie ihn schon verbrannt haben?“

„Weiß nicht.“

Die Trauer schwappt wie eine Flüssigkeit zwischen uns beiden hin- und her, wir können unseren Schmerz nicht gleichzeitig empfinden. Wir lösen uns in der Rolle des Trauernden und des Tröstenden ab; jetzt ist es Daniel, der ein Taschen-

tuch hervorkramt und sich die Augen wischt. Als er sich wieder gefasst hat, bestellt er eine zweite Flasche Wein.

„Wusstest du“, fragt er, „dass es Urnen-Sonderangebote gibt?“

„Was denn für Sonderangebote?“

„Na, wie im Supermarkt: zwei zum Preis von einer.“

Ich wundere mich. „Gleich zwei Urnen kaufen?“

„Das jetzt nicht. Aber zum Beispiel kriegst du noch einen Fotorahmen obendrauf, oder einen Rabatt aufs Verglasen deiner Kolumbariumsvitrine.“

„Geschäftemacherei“, sage ich. „Was hast Du gekriegt?“

Er zückt einen Kugelschreiber und ein Notizbuch und schiebt beides zu mir. Der Kugelschreiber trägt die Aufschrift „Pieta“ und die Adresse des Bestattungsunternehmens, das Notizbuch ist aus schwarzem Lederimitat.

„Tolle Sache“, sage ich.

„Hm.“

Als wir gehen, gibt er mir die Schlüssel zu Vaters Wohnung.

„Wirf möglichst viel weg“, bittet er mich. „Ich hab ein paar Müllsäcke gekauft, die liegen im Flur.“

Ich nicke.

„Wegen der Bücher kommt ein Bekannter vorbei, und um den Rest kümmert sich eine Räumungsfirma.“

„Okay.“

„Ich würde ja helfen“, sagt er noch, „aber ich hab nicht freigekriegt.“

„Ich schaff dass schon.“

Er küsst mich auf die Wange und verschwindet in der Metro-Station.

Zu Terezas Wohnung kehre ich zu Fuß zurück, quer durch die halbe Stadt, was fast drei Stunden dauert. Unterwegs verfliegt die Wirkung des Weins, den ich mit Daniel getrunken habe; was bleibt, ist der Geschmack von bitteren Trauben und eine vage Trauer, Wehmut.

DIE SPREIZHOSEN

Zwei Tage lang entsorge ich Vaters Kleidung, Papiere und Bücher.

Die große Mülltonne draußen auf der Straße mache ich halb voll, ich stehe mich nachts hinaus, um keinen der Nachbarn zu provozieren, die für ihre Müllabfuhr ordnungsgemäß zahlen. Ich ernähre mich von Sandwiches, die ich mir in Vaters Küche zubereite, mit Mayonnaise beschmiert und reich belegt mit allem, worauf ich Lust habe: Salami, Tomate, Käse. Mit Bauchschmerzen und dem Gefühl, mich übergeben zu müssen, rufe ich am Abend Peter daheim in London an; ich bitte ihn, Dorota ans Telefon zu holen, und weit weg von ihr horche ich auf ihr Lachen.

„Übermorgen“, sage ich zu Peter, „bin ich zurück.“

„Na fein.“

Er warnt mich noch, dass Dorota möglicherweise meine Milch verweigert, sie hat sich an das Milchpulver gewöhnt, mit dem er sie momentan füttert. Das finde ich schade, denn das Stillen hat mich beruhigt.

Gereizt verabschiede ich mich, ich brauche Schlaf, morgen erwartet mich ein letzter Tag in Vaters Wohnung.

Unten im Schrank, unter einer zerrissenen grünen Cordhose und einem Pullover finde ich die Spreizhose. Das Leder ist brüchig und hat Metallschnallen und Filzeinlagen dort, wo es an den Babyschenkeln anliegen soll. Das Ganze erinnert ein wenig an Strapse; dass es sich um ein orthopädisches Hilfsmittel handelt, weiß ich nur, weil auch Dorota eine Spreizhose tragen musste – eine Art Foltergerät, das Kleinkinder mit angeborener Hüftgelenk-Fehlstellung zwingt, die Beinchen gespreizt zu halten.

Ich lege die Spreizhose weg und gehe in die Küche. Ich

nehme mir ein Glas Wasser und setze mich an den Tisch. Dass unser Vater mit Hüftdysplasie zur Welt gekommen war, habe ich gewusst, mich aber nicht weiter damit befasst. Erst als sie bei Dorota dasselbe festgestellt haben, kam mir die Idee, es könnte erblich sein; ich habe Daniel danach gefragt und er meinte, dass im Grunde ja. Zum Glück sind Dorotas Knochen bald so gewachsen, wie sie sollten, die Gelenkköpfe saßen bald richtig in ihren Pfannen und nach vier Monaten konnten wir das Spreizgeschirr endlich wegräumen. Ich war ungeheuer erleichtert, denn im Krankenhaus, wo sie Dorota immer untersucht haben, gab es auch Kinder, die zur Behebung ihrer Fehlstellung in einer Metallvorrichtung mit Rollen und Gewichten hingen.

Vaters Spreizhose sehe ich nicht zum ersten Mal. Als Kinder haben wir oft damit gespielt: Beim Indianerspielen diente sie uns als Zaumzeug oder Fessel, oder wir haben unsere Plüschtiere damit angebunden.

Ich habe nur nicht gewusst, dass unser Vater die Spreizhose aufbewahrt hat. Sie muss mindestens fünfzig Jahre alt sein, eines der ersten Modelle, das bei der Korrektur einer Hüftdysplasie zum Einsatz gekommen war. Eine Weile halte ich das Ding in der Hand, dann stecke ich es in den Müllsack – den letzten, mit dem ich mich zur Mülltonne stehle. Dann schließe ich die Wohnung ab; in den kommenden Monaten wird Daniel sie zum Kauf anbieten.

Nachmittags fahren wir zum Friedhof, um die Urne mit Vaters Asche beizusetzen. Ich gebe Daniel die Wohnungsschlüssel zurück.

„Hast du ein Foto?“

Er nickt. Wir schieben ein Porträt unseres Vaters in einen kleinen Rahmen, den wir an die Urne lehnen. Wir verschließen die Vitrine und bleiben ein paar Minuten davor stehen. Auf dem Foto wirkt Vaters Gesicht ausdruckslos, und mir wird klar, dass Daniel ein vergrößertes Passfoto genommen hat. Unsere Mutter, deren Foto an der anderen Urne lehnt, lacht; sie ist vollständig abgebildet, in einem gepunkteten Kleid im Park; nicht einmal neunzehn war sie da, und wir waren noch nicht auf der Welt.

„Sieht aus wie ein Abi-Foto“, sagt Daniel.

Langsam brechen wir auf, er zurück in die Klinik, ich nach Dejvice, um meine Sachen zu packen für die morgige Heimreise. Auf die Metro muss ich nicht lange warten, und sobald der Wagen anfährt, schließe ich die Augen. Plötzlich muss ich denken, dass es jetzt niemanden mehr gibt, der mich als Kleinkind gekannt hat; höchstens vielleicht Martin, oder Pavel, aber die waren bei meiner Geburt ja noch klein, erinnern sich also kaum an meine ersten Schritte oder Worte.

Ich fühle mich beklommen, öffne die Augen und halte mich an einer Metallstange fest; ich denke zu viel und lebe zu wenig, hat Martin einmal gesagt, und vielleicht hat er Recht. Aber ich kann nicht anders: Alles, was mir passiert, muss ich untersuchen und begreifen, mir aneignen und benennen.

Ich habe Übersetzungswissenschaften mit Deutsch und Englisch studiert, eine Sprache hat mir nicht gereicht. Jeden Tag bin ich von unserer Plattenbau-Wohnung in Prag-Řepy ins Zentrum hinuntergefahren, um in einem überfüllten Hörsaal Mitschriften anzufertigen. Ein Jahr vor dem Staatsexamen bin ich für ein Auslandssemester nach Cambridge gegangen, und dort habe ich Peter kennengelernt. Wir haben Adressen ausgetauscht, im Jahr 2000 wurde geheiratet und dann sind wir nach London gezogen. Eine Zeit lang habe ich für einen kleinen Londoner Verlag gearbeitet, aber als sich mir die Chance bot, bei einem renommierten, wöchentlich erscheinenden Wirtschaftsmagazin anzufangen, habe ich zugewagt. Sprache ist glücklicherweise fast so logisch wie Mathematik, und weil ich schon immer ein Talent für Sprachen hatte, ist es mir nicht allzu schwer gefallen, in die Welt der Zahlen und Börsennachrichten einzutauchen; Finanzanalytiker haben mich mit ihren Informationen versorgt und ich habe das Ganze in eine verständliche Sprache gebracht und zu Artikeln umgeschrieben, die nur noch redigiert werden mussten.

Bei der letzten Metro-Station steige ich aus, überquere die Straße, gehe an einem Wohnblock vorbei und erreiche Terezas Haus. Der Aufzug funktioniert nicht und zu Fuß steige ich in den vierten Stock hinauf. Als Tereza abends nach Hause kommt, kochen wir Pasta, sie trinkt Wein und ich Mineralwasser.

Kurz vor elf legen wir uns schlafen.

DER ANRUF

Peter und Dorota erwarten mich.

In London fällt ein feiner Nieselregen; Dorota liegt im Kinderwagen, über den ein Plastikschild gespannt ist, und Peter hält einen Regenschirm. Er nimmt meine Tasche und wir gehen zum Auto.

Vom langen Sitzen fühle ich mich zerschlagen, ich habe zu viel von dem schlechten Kaffee intus, den sie im Bus ausgeschenkt haben, und ich bin unausgeschlafen. In meiner letzten Prager Nacht habe ich kein Auge zugetan, ständig habe ich an dieses Spreizgeschirr denken müssen, das ich in Vaters Schrank gefunden habe und das dann wie ein Strick über meinem Kopf hing. Das hielt den Schlaf so lange fern, bis ich kapituliert habe und aufgestanden bin; morgens um halb drei saß ich im vierten Stock dieses Dejvicer Mietshauses, hörte Tereza im Nebenraum atmen und verfluchte die eigene Schlaflosigkeit.

Die Spreizhose zur Korrektur einer Hüftdysplasie wurde in den 1940er Jahren von Professor Arnold Pavlík entwickelt. Ihr Prinzip ist denkbar einfach: Es handelt sich um eine Gurtvorrichtung, mit der das betroffene Kind fixiert wird. Das hilft aber nur bei geringfügigen Fehlstellungen; Kinder mit schwerer Dysplasie müssen Gipshöschen tragen, werden in eine Hängevorrichtung gespannt oder gleich operiert. Wie Dorota litt unser Vater wohl unter einer leichten Dysplasie, denn soweit ich mich erinnern kann, war nie die Rede gewesen von irgendeiner Gipshose oder gar Operation. Aber ich kann mich täuschen. Ich kenne niemanden, der sich als Kind für den Gesundheitszustand seiner Eltern interessiert hätte, und von Vaters Hüftproblem haben wir nur gewusst, weil er uns seine lederne Spreizhose vermacht hat.

Als wir zu Hause sind, gebe ich Dorota die Brust; entgegen Peters Warnung trinkt sie gut. Anschließend bade ich sie. Ich kann nicht anders und betrachte ihren Körper, diese rosige, zarte Haut, die weichen Falten in ihren Kniekehlen. Sie ist einfach perfekt, von den ausgerenkten Hüftgelenken ist nicht das Geringste zurückgeblieben. Ich knuddle sie, bis Peter zum Mittagessen ruft.

Nachdem wir Dorota abends ins Bett gebracht haben, sitzen wir auf dem Sofa. Peter hält meine Hand; als ich von Vaters Beerdigung erzähle, muss ich weinen. Ich schildere Vaters Wohnung, wie ich sie ausgeräumt habe, und auch dieses Spreizgeschirr. Ich wundere mich darüber, dass das Geschirr genauso ausgesehen hat wie das von Dorota, der einzige Unterschied ist das Material gewesen: bei Vater Leder, bei Dorota ein robuster, abwaschbarer Stoff.

„Die genialsten Erfindungen sind die einfachen“, sagt Peter. „Deren Prinzip ändert sich auch nach Jahrzehnten nicht.“

Nachts, als Peter schläft, schleiche ich mich aus dem Schlafzimmer in mein Arbeitszimmer. Das ist ein kleiner Raum mit Fenster zum Garten und durchgesessenem Sofa, in dem mein Computer steht. Ich nehme den Telefonhörer ab, ich will die Adresse dieser deutschen Verwandten herausfinden. Obwohl ich als Kind Dutzende dieser Westpakete ausgepackt habe, habe ich nicht die geringste Ahnung, von wo sie abgeschickt worden sind.

Im kalifornischen Redding ist es jetzt drei Uhr nachmittags. Martin klingt genervt, und als ich ihm sage, was ich von ihm will, sagt er erst mal gar nichts.

„Wozu willst du das wissen?“, fragt er dann.

Die Tausende von Kilometern, die zwischen uns liegen, beruhigen ihn, Prag mit Vaters Grab und auch die Deutschen sind jetzt weit genug weg.

„Es interessiert mich halt“, antworte ich.

„Ich hab grad wahnsinnig viel zu tun“, sagt er. „Hast du in Vaters Wohnung irgendwas Interessantes gefunden?“

„Meinst du irgendwas Bestimmtes?“

„Weiß nicht. Wohl eher nicht.“

„Das Spreizgeschirr“, sage ich.

„Was?“

„Du weißt schon, dieses Ledergurt-Ding. Als Kinder haben wir damit gespielt.“

Er weiß nicht, wovon ich rede. Das wundert mich gar nicht. Er ist jetzt erwachsen und hat vergessen; auch ich würde mich nicht mehr daran erinnern, wäre ich nicht zufällig darauf gestoßen.

„Hast du was zum Schreiben?“

Ich bejahe.

„Lahnstein“, sagt er. „Das liegt ein Stück hinter Koblenz.“

Auf einem Zettel notiere ich alles. Mich fasziniert, dass er das noch weiß.

„Wegen der Briefmarken“, erklärt er mir. „Da war ein Poststempel drauf und ich hab mal im Atlas nachgesehen, wo genau das liegt.“

Er kann sich sogar an den Straßennamen erinnern. Ich notiere alles.

„Danke.“

Er brummelt etwas vor sich hin. Dann fragt er noch, wie Vaters Urne ausgesehen hat. Ich beschreibe sie ihm. Er ist neugierig, ob sie schwer gewesen ist, was ich nicht weiß, weil nicht ich sie gehalten habe, sondern Daniel.

„Aber schön war sie schon, ja?“, hakt Martin nach.

„Hm.“

„Würdevoll?“

„Ja.“

Er schweigt ein Weilchen, dann räuspert er sich.

„Wenn du irgendwas brauchst, dann melde dich.“

„In Ordnung.“

„Aber was diese Deutschen anbelangt“, sagt er, „also mit denen will ich nichts zu tun haben.“

„Ich werde sie nie mehr erwähnen, versprochen.“

Er scheint nicht wirklich überzeugt. Als wir uns verabschieden, bemerke ich seine Verstimmung; er wird über unser Gespräch nachdenken und bereuen, mir die Adresse gegeben zu haben.

DIE DRECKSAU

Obwohl längst erwachsen, nimmt Martin die Worte unseres Vaters noch immer für bare Münze.

Für ihn ist Klara Rissmann, von der die Süßigkeiten-Pakete aus Lahnstein stammten, bis heute eine selbstsüchtige, verantwortungslose Frau geblieben; eine Mutter, die ihr Kind just in der Zeit verlassen hat, in der es sie am meisten gebraucht hätte. Martin hat seine Meinung nie revidiert, und schon als Zehnjähriger hat er auf seinen Anteil an den Schokoladenpaketen unserer deutschen Oma verzichtet. Meinen Brüdern und mir war das nur recht, wir hatten keinerlei Hemmungen, uns an den Westpaketen gütlich zu tun.

Seit Ende der 1940er Jahre hatte Klara Rissmann diese Pakete an unsere Oma Hedwig Mahler geschickt, jedes Jahr zwei oder drei, und meistens enthielten sie Süßigkeiten: Schokolade, geröstete Nüsse, Waffeln und Bonbons. Manchmal hatte Oma Rissmann auch Malbücher, Socken oder Unterwäsche dazugelegt.

Als unser Vater noch klein war, hatte er geglaubt, die Pakete stammten von einer entfernten Verwandten, und erst als Erwachsener erfuhr er die Wahrheit: Die Pakete kamen von seiner Mutter, einer ihm unbekanntem Frau.

Hedwig Mahler, die er bisher für seine Mutter gehalten hatte, hatte ihm erklärt, wie es dazu gekommen war; während ihrer langen Erzählung hielt unser Vater die Hände auf der Brust verschränkt und atmete schwer. Vor ihm tauchten zwei Frauen auf: die eine tatsächlich schwanger, weil sie seine Mutter war; die andere diejenige, die ihn großgezogen hat und die jetzt vor ihm saß und reumütig stammelte.

„Scheiße“, entfuhr es ihm, als Hedwig fertiggesprochen hatte und ihn unsicher ansah. Damals war er bereits sechs Jahre verheiratet und hatte zwei Kinder, für die Hedwig „die Omi“ war.

Hedwig hatte Angst, Konrad würde seine wirkliche Mutter treffen wollen, und als er nichts dergleichen andeutete, war sie erleichtert. Bevor er sich auf den Heimweg machte, schloss er sich auf der Toilette ein, und sie konnte nicht widerstehen und horchte an der Tür; als sie ihn weinen hörte, schlich sie sich in die Küche und schlug die Hände vors Gesicht.

Am Abend schrieb sie ihrer Schwester Anna, die trotz ihres hohen Alters noch immer an der Handelsakademie in Stillbrod unterrichtete.

Ihr Brief begann mit einem Geständnis: „Ich habe ihm alles gesagt.“ Eine Woche später kam Annas Antwort, wütend und verletzt: „Ein Geheimnis ist ein Geheimnis!“ Annas Füllfeder-Spitze hatte sich ins Papier gebohrt.

Konrad Mahler, Maschinenbauer bei ČKD, hatte nicht vor, aus der Enthüllung seiner Mutter irgendwelche Schlüsse zu ziehen. Zunächst war er wie unbeteiligt; die Frau, die ihm diese Pakete aus Deutschland schickte, blieb eine Fremde. Erst später setzte er sich mit der Neuigkeit auseinander; als sein drittes Kind zur Welt kam, nahm er es auf den Arm und betrachtete es eingehend.

„Was müsste passieren, damit du dieses Kind im Stich lässt?“, fragte er seine Frau.

Er war mit seinen Kindern regelrecht verwachsen und konnte sich nicht vorstellen, sie jemals zu verlassen. Als er sich eingestand, dass seine eigene Mutter genau das mit ihm getan hatte, wurde er depressiv. Mitten in der Nacht wählte er Hedwigs Nummer.

„Warum?“

Sie wiederholte, dass er krank gewesen sei und dass ein Aufenthalt im Sammellager, wohin seine Mutter aus Prag deportiert worden war, für ihn wohl tödlich gewesen wäre.

„Hat sie mich nachholen wollen?“

Darauf schwieg Hedwig und Konrad kam zu dem Schluss, dass nein. Er dachte darüber nach, dass sich seine Mutter in Deutschland ein neues Leben aufgebaut hatte. Sicher hatte sie weitere Kinder, und in diese neue Familie passte er einfach nicht hinein. Die Pakete schickte sie ihm nur, um ihr

Gewissen zu beruhigen. Ihre fehlende Beziehung wog sie mit Schokoriegeln und Brausebonbons auf.

Das machte ihn krank. Er bekam eine Hirnhautentzündung und lag zwei Wochen im Krankenhaus. Dort träumte er von seiner deutschen Mutter und einer gescheckten Hundemeute; als er aus seinem Fiebertraum erwachte, saß Hedwig an seinem Bett und wischte ihm den Mund ab.

Schon immer hatte er einen Hang zur Depression gehabt, und nach seiner Rückkehr aus dem Krankenhaus verschlimmerte sich sein Zustand. Er suchte die Einsamkeit und wurde zum verbitterten Zyniker. Er war über vierzig Jahre alt und hielt sich für ein alleingelassenes Kind. Als er sich nach seinem Vater erkundigte, erzählte Hedwig, dass sie ihn nie kennengelernt habe und er noch vor seiner Geburt gestorben sei. Der zweite Schlag. Konrad war Pessimist und hing wie besessen an den eigenen Kindern; laufend musste er sich ihrer Liebe vergewissern.

Dass er krank gewesen ist, hat er gewusst, diesbezüglich hatte Hedwig nicht gelogen. Er war mit ausgerenkten Hüftgelenken zur Welt gekommen; als Beweis diente ihm dieses Ledergeschirr, in das sie ihn damals gezurrt hatten; er bewahrte es in einer Schublade auf. Aber ein solcher Defekt war für ihn noch lange kein Grund für eine Mutter, ihren Sohn zu verlassen; damals war es lediglich um eine orthopädische Behandlung gegangen und nicht um Leben und Tod.

Seine wahre Mutter hatte ihn, so sein Fazit, einfach verlassen wollen. Nicht einmal eine Hündin lässt ihr Junges im Stich; seine Mutter hingegen, sagte er Hedwig, war verkommener als ein Stück Vieh.

Hedwig schwieg. Das erfüllte ihn mit Genugtuung, hatte er doch befürchtet, sie würde die Fremde in Deutschland auch noch in Schutz nehmen wollen.

Bald hatte Konrad für die fremde Mutter einige Spezialausdrücke parat: Kuh, Schlampe, Sau. Auf Deutsch klang das natürlich besser. Aber vor den Kindern hielt er sich zurück, da war seine Frau vor. Nur manchmal, wenn er eines dieser Pakete mit deutschen Briefmarken und dem Lahnsteiner Post-

stempel sah, entfuhr es ihm: „Sau“, sagte er dann. „Drecksau, elende.“

Das letzte Paket kam 1987, und da Hedwig Mahler im Frühjahr gestorben war, wurde es meinem Vater von der Nachbarin Frau Otrubová überreicht. Im Jahr darauf starb auch Hedwigs Schwester Anna, und in diesem Jahr hat unser Vater das Haus in der Industriestraße zum letzten Mal betreten, um an Frau Otrubová's Tür zu klopfen und zu fragen, ob im vergangenen Jahr weitere Briefe oder Pakete gekommen seien. Frau Otrubová hat nur den Kopf geschüttelt und unser Vater konnte aufatmen; dass aus Deutschland jetzt keine Pakete mehr drohten, hat ihn beruhigt.

An das letzte Paket kann ich mich gut erinnern. Ich war dreizehn Jahre alt und konnte nicht verstehen, warum dieses Paket da war, unsere Oma Hedwig aber nicht; die Süßigkeiten aus Deutschland hingen für mich untrennbar mit ihr zusammen, sie war die einzige Verbindung zwischen uns und dieser unsichtbaren Oma aus Lahnstein gewesen, sie hat mit ihr kommuniziert und uns ihre Nachrichten überbracht: bunte Weihnachtsgrüße, zu Ostern Schokoladeneier, oder Unterhosen mit eingestickten deutschen Wochentagen.

Dass wir drei Omas haben, also zwei echte – nämlich die Mutter unserer Mutter und Oma Hedwig – und eine deutsche Brief-Oma, war mir nie merkwürdig vorgekommen.

„Aber die Brief-Oma war doch deine echte Oma“, wirft Peter ein, als ich ihm davon erzähle. „Was, wenn du ihr ähnlich bist?“

Er begreift einfach nicht, dass ich meine deutsche Oma noch nie gesehen habe. Die Newmans können ihren Stammbaum bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen, Genealogie ist ein Hobby von Peters Vater.

„Willst du denn nicht mal hinfahren?“
Ich schüttle den Kopf.

Nach der Revolution '89 stand der Weg zu Oma Klara offener denn je. Unser Vater hat das damals nie erwähnt, und mir selbst war es nicht bewusst gewesen, denn mehr noch als die politische Wende hatten mich die Jungs aus meiner Klasse interessiert.

Mit den Jahren rankten sich um die Pakete von Oma Klara kindliche Legenden, und dass es sie wirklich gegeben hat, bewiesen nur die deutschen Briefmarken in den Sammelalben meiner Brüder.

URLAUB

Sieben Monate nach Dorotas Geburt fange ich wieder an, in Teilzeit zu arbeiten, und während der Mittagspause sitze ich an meinem Laptop und durchsuche ein deutsches Telefonverzeichnis.

Lahnstein gehört zum Telefonbezirk Koblenz, aber unter dem Namen Rissmann gibt es keinen Eintrag. Die Suche endet also, bevor sie begonnen hat. Als ich das Telefonverzeichnis, mein Luchtablett auf dem Schoß, endlich schließen und wie jeder normale Mensch essen will, entdecke ich, dass man nicht nur nach Namen, sondern auch nach Adressen suchen kann. Ich stelle mein Tablett beiseite und gebe „Erzbachstraße“ ein, wie Martin mir das vor einigen Wochen buchstabiert hat. Bereits nach wenigen Sekunden nimmt das Phantom unserer deutschen Oma Gestalt an: Auf dem Bildschirm erscheint der Name „Gertrud Rissmann“.

Ich bin etwas aufgeregt, aber es hält sich in Grenzen, ich notiere mir die Telefonnummer und dann endlich esse ich. Sobald ich fertig bin, rufe ich in Lahnstein an, und als jemand abnimmt, lege ich auf. Mein Mund ist trocken und ich schwitze.

Diese Gertrud Rissmann ist wahrscheinlich Klaras Tochter, und wer weiß, ob sie überhaupt ahnt, dass sie in Tschechien einen Bruder hatte.

Ich gehe in die Teeküche und koche mir einen Kaffee. Den trinke ich an die Küchenzeile gelehnt, und als mein Chef im Türrahmen auftaucht, bitte ich ihn um eine Woche Urlaub. Er will wissen, wofür ich frei haben will; er befürchtet, dass Dorota krank ist.

Ich beruhige ihn: „Ich bin lediglich einer Spreizhose auf der Spur.“

Mein Chef bleibt gefasst, sicher ist ihm schon Schlimmeres untergekommen.

Vielleicht ist auch Gertrud Rissmann mit einer Hüftdysplasie zur Welt gekommen, die an uns Übrigen – außer an mei-

nem Vater und Dorota – spurlos vorübergegangen ist. Und falls nicht, dann weiß sie vielleicht, von wem wir diesen Defekt geerbt haben.

Als Martin mir die Adresse diktiert hat, von der diese Pakete vor Jahren abgeschickt worden sind, schien es mir unwahrscheinlich, dass dort noch irgendjemand wohnt, der sich an alles erinnern kann, jemand, der unsere Brief-Oma noch gekannt hat.

Aber ein Telefonverzeichnis lügt nicht. Ein britisches vielleicht, aber ein deutsches nie und nimmer. Wie alles Deutsche ist es absolut korrekt.

PFIRSICHKUCHEN

Die Reise nach Deutschland wird zur Tortur.

Ich fahre mit unserem alten Renault, Dorota auf der Rückbank im Kindersitz schläft oder schreit. Der Erzbachstraße nähern wir uns eher schrittweise als auf direktem Wege, da zum Stillen oder Windelwechseln alle hundert Kilometer angehalten werden muss. Früh morgens sind wir losgefahren und übernachten im belgischen Löwen; die Inhaber der am Stadtrand gelegenen Familienpension sind freundlich, und als ich am nächsten Morgen verschlafe, bekomme ich mein Frühstück sogar ans Bett gebracht.

Spätnachmittags erreichen wir schließlich Lahnstein, und nach einer kleinen Irrfahrt finde ich das Hotel, in dem ich ein Zimmer reserviert habe; ich zahle mit Karte, und mit einer kreischenden Dorota quetsche ich mich in den Aufzug zu einem älteren Ehepaar, das mich mitleidig in Augenschein nimmt.

Mein Zimmer ist klein, aber sauber, es hat einen schmalen Balkon und ein winziges Bad mit Dusche. Nacheinander hole ich alle Sachen aus dem Auto, das Kinder-Reisebett, meinen Laptop, den Adapter für die Steckdosen und das Windelpaket. Ich füttere Dorota und wiege sie in den Schlaf, danach rufe ich Peter an und nehme eine Dusche. Ich habe keine Kraft mehr, um zum Abendessen ins Hotelrestaurant zu gehen, stattdessen knabbere ich an einer Tafel Schokolade, krieche ins Bett und schalte den Fernseher ein. Es läuft irgendeine Serie, ein paar Minuten versuche ich noch, dem Ganzen zu folgen, dann schlafe ich ein; ich schlafe so lange, wie Dorota mich lässt: knappe drei Stunden, und nach dem Stillen weitere vier.

Das Haus in der Erzbachstraße ist zweistöckig und hat einen kleinen Garten, davor einen Lattenzaun mit einem Briefkasten

aus Metall. Dem Telefonverzeichnis zufolge wohnt hier Gertrud Rissmann.

Trudi.

Es ist zehn Uhr morgens und ich stehe vor dem Gartentor; Dorota liegt im Tragetuch an meiner Brust und schläft. Ich trage Jeans, einen leichten Pullover und ein Tuch um den Hals, über der Schulter einen Rucksack.

Es regnet leicht.

Ich bin nervös. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, und bin instinktiv kampfbereit; mir wird klar, dass ich eine Fremde bin, die in das Leben anderer Menschen eindringt.

Auf der Klingel steht „Ing. G. Rissmann“; das Telefonverzeichnis hatte den Titel unterschlagen.

Eine ältere Frau im hellen Kostüm kommt mir öffnen, sie hat eine Kurzhaarfrisur und ihre Haut ist fast durchsichtig; sie reißt das Gartentor auf und ich sehe, dass sie zu ihrem eleganten Kostüm Schuhe mit Gummisohlen trägt, um sich vor Schlamm zu schützen.

„Sie wünschen?“

Ihre Stimme klingt metallisch scharf.

Ich stelle mich vor. Ihr Gesicht bleibt ausdruckslos, aber als ich hinzufüge, dass ich die Enkelin von Klara Rissmann bin, blitzt in ihren Augen Erstaunen auf.

„Konrads Tochter?“, will sie wissen.

„Ja.“

Sie mustert mich und ich lege unwillkürlich eine Hand auf Dorotas Köpfchen, meine Tochter windet sich und sucht mit ihrem Mäulchen in den Falten meines Pullovers nach meiner Brust.

Die Frau zögert, sie weiß nicht, ob sie mir trauen kann.

„Ich habe meine Geburtsurkunde dabei“, sage ich und danke im Geiste Peter, der mich überredet hat, sie mitzunehmen; dass ich jemandem meine Identität nachweisen müsste, wäre mir nicht im Traum eingefallen.

„Kommen Sie rein“, sagt die Frau.

Ich folge ihr über einen schmalen Kiesweg, ziehe mir in einem verglasten Vorraum die Schuhe aus und die Frau bietet mir Pantoffeln an. Dann führt sie mich in eine Küche mit einer

modernen Küchenzeile, darauf Tontöpfe mit Kräutern und eine Espressomaschine. Auf dem Tisch steht ein aufgeklappter Laptop und eine Tasse Kaffee, in einem Aschenbecher brennt eine Zigarette. Die Frau klappt den Laptop zu und schiebt ihn beiseite, sie bietet mir einen Stuhl an und drückt den Hebel der Espressomaschine hinunter. Dann beugt sie sich über den Kühlschrank, und als sie sich wieder aufrichtet, hält sie einen mit Frischhaltefolie bedeckten Teller in der Hand.

Pfirsichkuchen.

Sie schneidet mir ein ordentliches Stück ab und serviert es mit heißem Kaffee und einem Kännchen Milch. Dorota quengelt und ich weiß, dass ich sie stillen muss; ich frage die Frau, ob sie das stört, und sie schüttelt den Kopf und weist auf eine Tür nach nebenan: „Während Sie stillen, würde ich gern einen Blick auf Ihre Unterlagen werfen.“

„Selbstverständlich“, pariere ich und krame in meinem Rucksack herum; schließlich ziehe ich den Umschlag mit der Geburtsurkunde, ein paar Fotos und dem von einem Paket abgerissenen Packpapier-Fetzen hervor, auf dem eine abgestempelte deutsche Briefmarke klebt.

Ich reiche ihr alles und gehe mit Dorota nach nebenan; hier sind die Wände beige gestrichen, auf einem weichen Teppich steht ein hölzerner Konferenztisch mit ein paar Zeitschriften darauf; drei Wände werden von hohen Bücherregalen eingenommen, in der vierten befindet sich ein Fenster mit gelben Vorhängen. Ich setze mich auf das Sofa und gebe Dorota die Brust; als ich in die Küche zurückkomme, sehe ich die Frau, wie sie eines meiner Fotos in Händen hält und verblüfft betrachtet.

„Alles in Ordnung?“, frage ich und spüre, wie sich mir die Nackenhaare sträuben.

„Das also ist Konrad“, sagt die Frau nachdenklich und legt das Foto aus der Hand, das unseren Vater als knapp Fünfjährigen zeigt, wie er sich an die Hand seiner Adoptivmutter Hedwig klammert und voller Ernst in die Kamera blickt.

„Das ist das erste Mal, dass ich ihn sehe“, sagt die Frau. „Bei uns zu Hause wurde er nie erwähnt.“

Ich wage einen Vorstoß: „Er ist Ihr...“

„Bruder“, ergänzt sie, und nun weiß ich, dass diese Frau meine Tante Gertrud Rissmann ist.

Bevor ich nach Lahnstein aufgebrochen bin, hat Peter mich noch gewarnt in Bezug auf meine Erwartungen an ein Treffen mit den Verwandten, und jetzt sehe ich, dass er Recht gehabt hat: Gertrud Rissmann bleibt misstrauisch und unterkühlt. Vielleicht, denke ich, hat sie Angst, dass ich irgendein Erbe beanspruche – doch dann lächelt sie. Sie greift nach ihren Zigaretten, aber mit Blick auf Dorota legt sie sie wieder weg.

„Aber woher denn, meine Liebe“, sagt sie. „Zu erben gibt es rein gar nichts. Wie auch, meine Mutter lebt ja noch.“

Mir verschlägt es die Sprache. Ich will nachrechnen, wie alt Oma Rissmann jetzt ist, aber da ich nicht weiß, wann sie geboren wurde, ist das ziemlich sinnlos.

Gertrud Rissmann kann Gedanken lesen: „Sie ist jetzt neunzig. Jahrgang 1912.“

Ich kann meine Verwunderung kaum verbergen.

Sie nickt: „Unkraut vergeht nicht.“

„Wohnt sie hier bei Ihnen?“

Bei meiner Abreise aus London hatte ich nicht zu hoffen gewagt, dass meine Oma noch lebt.

Sie schüttelt den Kopf.

„Vor fünf Jahren mussten wir sie in ein Pflegeheim geben.“

„Das tut mir leid“, sage ich. „Ich kann mir vorstellen, wie schwer es ist, sich um jemanden zu kümmern, der...“

„Sie leidet an Alzheimer“, fällt Gertrud Rissmann mir ins Wort.

Meine leise Hoffnung darauf, den Erzählungen meiner Oma lauschen zu können, wird im Keim erstickt.

Johanna Schmitt, meine andere Tante, ist noch bedächtiger als ihre Schwester. Wir sitzen im Restaurant meines Hotels und ich bin nervös, weil ich Dorota allein auf dem Zimmer gelassen habe. Alle halbe Stunde laufe ich hinauf und sehe nach ihr, doch die gebadete und gefütterte Dorota – als ahnte sie, wie wichtig mir dieses Treffen mit den verloren geglaubten Verwandten ist – schläft tief und fest.

Auch Johanna raucht. Sie ist vier Jahre jünger als die 52-jährige Gertrud. Im Unterschied zu ihrer Schwester ist sie allerdings verheiratet und hat zwei Kinder; mit ihrem Mann, einem Anwalt, lebt sie in einer modernen Villa vor den Toren der Stadt.

„Dass wir einen Bruder haben, haben wir gewusst“, sagt sie, als das Abendessen bestellt ist. „Aber für uns war er eher so eine Art sagenhafter Held, der in einem fremden Land lebt, aus dem keiner raus darf.“

Die Kalbsmedaillons, die mir der Kellner serviert, sind heiß und duften nach Weißwein. Ich schneide hinein, schließe die Augen und halte mein Gesicht in den Essensdampf.

„Aber nach der Wende“, frage ich, und die Schwestern sehen sich an, „hatten Sie da keine Lust, nach ihm zu suchen?“

„Nein.“

Gertruds Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen; Johanna – offenbar von ihrem Mann instruiert – ist wesentlich vorsichtiger, sie umschreibt die Dinge und ist zögerlich.

„Konrad war nie ein Teil unserer Familie“, sagt Gertrud. „Unsere Mutter hat ihm Päckchen geschickt, das schon. Und sie hat auch nie einen Hehl daraus gemacht, dass er existiert. Aber sie hat uns nie von ihm erzählt – und durch die Adresse, die auf den Päckchen stand, wussten wir ja, dass er noch nicht mal unseren Familiennamen trägt. Den Namen Mahler kannten wir nicht, wir waren die Rissmanns und unsere Mutter eine geborene Kolmann.“

Gertrud, die sich Lachs und einen grünen Salat bestellt hat, schneidet den Fisch klein und untersucht ihn auf Gräten.

„Einmal habe ich mir in einem Restaurant ein Kabeljau-Filet bestellt und war dann ein Fall für den Notarzt“, sagt sie. „Im Hals eine solche Gräte.“ Sie spreizt Daumen und Zeigefinger.

„Seitdem passe ich auf.“

„Lachs hat keine Gräten“, wirft Johanna ein; sie wollte nichts essen und trinkt schwarzen Kaffee.

Gertrud hat Fotos von Oma Rissmann mitgebracht, und nach dem Abendessen zeigt sie sie mir. Die Rückseiten sind alle sorgfältig beschriftet, ich lese 1958, 1965, 1970, 1972

und 1980. Mich überrascht, dass Oma Rissmann so groß ist. Sie hat volles Haar und ein angenehm rundes Gesicht; als ich mir ihr Bild genauer ansehe, scheint es mir, als entdeckte ich die Züge meines Vaters.

Robert Rissmann, den unsere Oma 1949 geheiratet hat, ist ein schlanker Mann mit Brille und unsicherem Lächeln. Gertrud erzählt, er sei Architekt gewesen und vor fünfzehn Jahren an einem Herzinfarkt gestorben.

„Er hat unser Haus entworfen“, sagt Gertrud. „Anfang der 50er. Damals war es sehr modern.“

„Wie haben die beiden sich eigentlich kennengelernt, Oma und er?“, frage ich mich.

Johanna winkt den Kellner herbei und bestellt Cognac für alle, den ich mich nicht traue abzulehnen.

„Das war über irgendein Dienstmädchen“, sagt Gertrud. „Unsere Mutter war gerade aus dem Protektorat...“

„Aus der Tschechoslowakei“, wirft Johanna ein, aber Gertrud lässt sich nicht unterbrechen: „...zurückgekehrt, und weil dieses Dienstmädchen aus Koblenz stammte, ist unsere Mutter eben auch hierhergekommen.“

Johanna presst die Lippen zusammen und man sieht ihr an, dass sie über die Vergangenheit ihrer Mutter nur ungern spricht. Ich werde unruhig, denn ich sollte nach Dorota sehen, ich will aber nicht ausgerechnet jetzt aufstehen, denn was, wenn ich wiederkomme und beide Schwestern verschwunden sind?

„Schließlich hat sie eine Anstellung als Lehrerin in Lahnstein gefunden“, fährt Gertrud fort.

„Sie und unser Vater haben sich bei irgendeinem Tanztee kennengelernt“, ergänzt Johanna. „Nach nicht ganz einem Monat wurde geheiratet und im Jahr darauf kam Trudi zur Welt.“

„Und Omas Eltern?“

„Die Kolmanns?“

Johanna zuckt mit den Schultern und Gertrud betrachtet sie mit hochgezogenem Mundwinkel. Sie zündet sich eine Zigarette an.

„Er war angeblich bei der SS“, sagt sie dann.

Johanna fährt zusammen und legt eine Hand auf die Hand ihrer Schwester.

„Das ist nicht hundertprozentig sicher“, sagt sie. „Von ihren Eltern hat unsere Mutter nie erzählt.“

Ich entschuldige mich, stehe auf, laufe auf mein Zimmer und sehe nach Dorota. Als ich zum Hotelrestaurant zurücklaufe, bin ich mir sicher, dass Gertrud und Johanna bereits gegangen sind, doch dann sehe ich beide an unserem Tisch sitzen, Johanna kippt sich Cognac in ihren Kaffee und Gertrud nestelt mit spitzen Fingern eine neue Zigarettenpackung auf.

„Könnte ich sie wohl treffen?“, frage ich.

„Unsere Mutter?“

Johanna schlürft ihren Kaffee und lächelt.

„Hat Trudi Ihnen nicht gesagt, dass sie Alzheimer hat?“

„Das schon, aber...“

„Morgen nehme ich Sie mit“, sagt Gertrud.

Johanna wendet sich ab, und als sie ihren Kaffee ausgetrunken hat, ruft sie ihren Mann an, damit er sie abholen kommt. Matthias Schmitt erscheint – dunkles Sakko und elegante Herrenschuhe – und stellt sich vor; als wir uns voneinander verabschieden, drückt er mir seine Visitenkarte in die Hand.

Darauf steht „Dr. jur. Matthias Schmitt – Anwalt für Vermögensrecht“ und mir wird klar, dass das eine Warnung ist: Als Tochter Konrad Mahlers soll ich mir bloß keine Hoffnungen machen auf das Vermögen meiner deutschen Verwandten.